

Ich habe da eine Dummheit gemacht

In meinem Dienstzimmer. Draußen lag die große Stadt, die roten Dächer leuchteten in der Sonne, unterbrochen nur von den Straßenschluchten und dem Grün einiger Parks. Der Tag hatte ganz normal begonnen. Die Visite war erledigt, das OP-Programm war zu Ende, ich schrieb gerade einen Arztbrief. Da riss mich das Telefon aus meinen Gedanken.

„Ich habe hier die Forrest am Telefon, die möchte sie unbedingt sprechen.“ Am Telefon war Schwester Lisa, meine Stationsschwester. „Die Antonia Forrest?“ „Ja, ich glaube, das ist sie. Diese Schauspielerin vom Freitag, sie wissen schon, die, die sie wieder nach Hause geschickt haben. Brauchen Sie die Akte? Die habe ich noch hier.“ „Nein danke, ich weiß genau Bescheid.“

Letzte Woche, Freitag. Frau Forrest kam zur Aufnahme-Untersuchung. Die Regel war weggeblieben, angeblich wegen eines Myoms und einer Zyste; so jedenfalls lautete der Einweisungsschein. Nichts Ungewöhnliches. Zysten machen oft Hormonstörungen, die Regel bleibt dann weg.

Aber es war nicht das Myom, das die Gebärmutter vergrößert hatte, Myome machen eher stärkere Blutungen. Oder die Blutung hört nicht mehr auf. Und die kleine Zyste war auch nicht der Grund für die ausgebliebene Regel. Der einweisende Arzt hatte zur Diagnostik schlicht und einfach nur seine Hände, noch kein Ultraschallgerät.

„Frau Forrest, ihr Myom ist ganz klein. Und die Zyste ist völlig harmlos“ Sie sah mich mit großen Augen an. „Das ist es nicht. - Frau Forrest, sie sind schwanger.“

„Nein, das glaube ich nicht. Das habe ich bei meinen Kindern immer gleich gemerkt.“ Aber es gab keine Zweifel, Frau Forrest war schwanger. „Hier, schauen sie einmal auf den Bildschirm. Da sehen sie das ganze Kind. Das hier ist der Kopf.“ Ich zeigte ihr die Umrisse. „Und hier geht die Nabelschnur ab. Das hier ist die Nachgeburt. Und hier, sehen sie, dort schlägt das Herz. Es gibt gar keinen Zweifel, sie sind schwanger.“

„Ich will nicht noch ein Kind. Ich schaffe das nicht.“ Sie wandte sich vom Bildschirm ab. Ihre Stimme hatte plötzlich einen anderen Ton, deutlich höher und nicht mehr so fest, am Ende sehr viel leiser. Ich konnte sie aber gut verstehen. Einen Moment schauten ihre Augen ins Leere, ich merkte, wie sie in sich ging,

Antonia Forrest war mir vom Theater und aus dem Fernsehen gut bekannt. Die Forrest war eine bekannte und sicher vielbeschäftigte Schauspielerin. Sie war auch eine gute Schauspielerin. Ihr Markenzeichen war aber vor allem die Stimme, tief und rau, leicht rauchig. Auch, wenn sie sang. Unverkennbar.

Ich erinnerte mich an unsere erste Begegnung. Das war im Kreißsaal, bei der Geburt ihres zweiten Sohnes. Es war ein Sonntag, ich hatte gerade Dienst. Draußen regnete es ununterbrochen, schon tagelang. Frau Forrest lag im Kreißbett. Manchmal waren im Kreißsaal alle Betten belegt, selten waren alle frei. An diesem Tag war sie die einzige Kreißende. Die Fruchtblase war schon zu Hause gesprungen, die Wehen waren noch leicht und unregelmäßig. Die Geräte zeigten regelmäßige Herztöne auf, man konnte deutlich mithören. Eine beruhigende Situation.

„Wollen sie auch einen Kaffee?“ Die Hebammen saßen nebenan, in ihrem Aufenthaltsraum bei Kaffee und Imbiss.

„Ja, gern.“ Bei Kaffee konnte ich immer schlecht nein sagen. Und so setzte ich mich zu ihnen. Sie sprachen gerade über die Forrest; man hat nicht jeden Tag eine Prominente im Kreißsaal.

Draußen regnete es immer mehr, ein wahrer Regenguss. Auf der anderen Straßenseite verbarg eine Rüstung die schöne klassizistische Fassade des Gebäudes. Es war eines der wenigen, das den Krieg halbwegs unbeschadet überstanden hatte. Hinter der Rüstung waren nur noch ein Teil der obersten Etage und das Dach sichtbar. Oben, auf dem Rand des Gebäudes, stand eine schlichte Säulenreihe, darauf lag eine Reihe von Sandsteinplatten, die Säulen miteinander verbindend, oben spitz zulaufend, wie ein langes Satteldach. Von den Platten floss das Regenwasser.

Unsere Fenster waren fest geschlossen, vom Regen war nichts zu hören. Da zeigte Hanna, die ältere der beiden Hebammen, plötzlich auf das Gerüst. „Da! Seht mal!“ Oben auf dem Gerüst, uns fast gegenüber, stand ein Mann, die Haare hingen ihm klitschnass ins Gesicht, und machte Anstalten, über die Absperrung zu steigen und sich in die Tiefe zu stürzen. Ein Bein hatte er schon auf der Stange, schaute nach unten, zog es wieder zurück, hob es wieder über die Stange, schaute wieder nach unten, zog es wieder zurück. Und so ging es sichtbar unentschlossen hin und her.

Hanna öffnete das Fenster und rief ihm etwas zu. Er reagierte nicht, schaute nicht einmal hoch, offenbar hatte der Regen den Ruf geschluckt. Hanna drehte sich um und sah mich fragend an.

„So geht das nicht!“ Ich griff zum Hörer und rief die Feuerwehr an. Es brauchte nur wenige Worte, die Situation zu erklären.

Die Minuten kamen uns unendlich vor, dann war die Straße voller Feuerwehren. Der Regen spiegelte plötzlich von allen Seiten Blaulicht. Gespannt beobachteten wir, was da unten und vor allem, was da drüben passierte.

Auf der anderen Straßenseite kletterten mehrere Feuerwehrleute, in dunkler Kleidung und mit Helmen auf dem Kopf, im Gerüst hoch. Eine Leiter wurde ausgefahren. Alles ging sehr schnell und fast lautlos vor sich. Nur der Regen war durch das noch offene Fenster zu hören. Drüben hatte der erste Feuerwehrmann die Etage des Mannes auf dem Gerüst erreicht, näherte sich ihm von der Seite, rief ihm wohl etwas zu. Jedenfalls machte der eine Abwehrbewegung, hob wieder das Bein über die Stange und blickte nach unten. Der Feuerwehrmann ging ein paar Schritte zurück, der Mann nahm sein Bein wieder herunter. Der Feuerwehrmann machte wieder einen Schritt vorwärts und der Mann hob sein Bein wieder über die Absperrung. So ging es immer wieder hin und her.

Wir hatten die Frau Forrest im Kreißsaal völlig vergessen, so gespannt verfolgten wir die Szene.

Ganz weit rechts, am Ende des Gerüsts kletterte ein anderer Feuerwehrmann im Gerüst noch höher, bis zum Dach, stieg von dort über die Brüstung und kletterte auf die Platten. Die Arme weit ausgebreitet, rechts das Dach, über sich den Regen und links die Tiefe und das Blaulicht der Feuerwehren, so balancierte er aufrecht und ohne zu zögern über die nassen Platten bis in die Mitte des Gebäudes. Noch heute bewundere ich den Mut dieses Feuerwehrmannes. Er stand uns genau gegenüber, setzte sich vorsichtig und rutschte langsam von der Platte über die Regenrinne auf die Rüstung. Zwischen Rüstung und Hauswand hangelte er sich nach unten und näherte sich unbemerkt dem Mann von hinten. Der war immer noch im Disput mit dem ersten Feuerwehrmann, immer wieder ging es hin und her. Da plötzlich griff der zweite Feuerwehrmann von hinten zu und zog den Mann zurück, umklammerte ihn, hielt ihn fest. In großer Höhe und strömendem Regen, eine gespenstische Situation. Und da war auch plötzlich der erste Feuerwehrmann bei den beiden. Der Rest spielte sich auf dem Boden, auf den Laufplanken des Gerüsts ab. Wir sahen nur ein sich bewegendes Menschenknäuel. Plötzlich trat Ruhe ein, der Selbstmörder war gerettet.

Nach einer gefühlten halben Stunde, unser Kaffee war längst kalt geworden, erloschen unten die Blaulichter, die Feuerwehren fuhren wieder ab.

Frau Forrest in ihrem Bett hatte von all dem nichts mitbekommen, jedenfalls stellte sie keine Fragen. Für mich, für uns, die wir wie von einem Logenplatz das alles verfolgen konnten, ist diese Stunde aber bis heute unvergesslich geblieben.

Wir haben uns dann wieder um Antonia Forrest gekümmert. Die Wehen haben nur langsam zugenommen, es wurde insgesamt eine ungewöhnlich lange Entbindung, sie hat sich bis in die Nacht hingezogen. Und es war am Ende eine sehr schwere Geburt, Frau Forrest hatte nicht viel Kraft, zum Schluss musste das Kind geholt werden. Dennoch, wir konnten sie wenige Tage später mit einem gesunden Sohn entlassen.

So hatte ich an diesem Freitag noch sie und ihre Entbindung in der Erinnerung. Aus der Akte kannte ich das andere, das für ihre Behandlung Wichtigste. Frau Forrest war bisher immer gesund gewesen. Und dann gab es noch eine zweite Schwangerschaft; sie hatte noch einen älteren Sohn, schon im Schulalter. Sie selbst war geschieden.

„Ja, das glaube ich ihnen schon. Bitte setzen sie sich erst einmal.“ Ich ließ eine Pause eintreten, damit sie sich sammeln konnte.

„Wann war denn die letzte Regel?“ Vor vier Monaten; das passte zu meinem Befund.

„Aber ich habe keine Zeit. Und ich will das Kind nicht. Auf keinen Fall.“ Sie fasste sich wieder.

„Aber ich kann keine Zyste operieren, die völlig harmlos ist. Und die Schwangerschaft ist für einen Schwangerschaftsabbruch schon zu weit. Ich darf da nichts mehr machen.“

„Und nun?“

„Bitte überschlafen sie die Angelegenheit erst einmal. Wo eine Operation nicht infrage kommt, kann ich sie aber auch nicht aufnehmen. Sie müssen wieder gehen.“

„Aber ich will das Kind nicht! Auf keinen Fall!“ Das klang sehr energisch, sie war wohl gewohnt, ihren Willen durchzusetzen.

„Warum sind sie denn nicht früher gekommen?“

„Ich hatte keine Zeit. Aber ich will nicht noch ein Kind!“

Ich konnte ihr nicht helfen, für einen Schwangerschaftsabbruch war es schon zu spät.

Bedrückt verließ Frau Forrest den Untersuchungsraum. Wenig später sah ich dann, wie sie mit ihrer Reisetasche in der Hand die Station verließ.

„Bitte stellen Sie durch.“

„Ja, brauchen sie einen Termin für unsere Schwangerenberatung?“ „Nein, nein. Ich blute ganz stark, mir geht es gar nicht gut, ich brauche ihre Hilfe.“ Ihre Stimme klang wieder anders, leiser, weniger fest, fast brüchig.

„Dann kommen sie her, so schnell wie möglich.“

„Jetzt gleich? Ich habe heute Abend eine Aufführung. – Aber gut, ich komme. Ich schaffe das bis dahin noch.“

Eine Stunde später war sie da. Sehr gespannt, sehr blass, dick verpackt, sichtbar von Fieber geschüttelt. Ich traf sie wieder im Untersuchungsraum. Zwei Windeln waren von Blut völlig durchweicht. Sie fieberte. Bei der Untersuchung kam mir ein Schwall Blut entgegen, aus der Tiefe des Muttermundes quoll stoßweise ein hellroter Strom, vermengt mit dunklen Blutklumpen.

„Ich habe da eine Dummheit gemacht.“

Ja, das war mir klar. Sie hatte einen Schwangerschaftsabbruch versucht. Oder machen lassen. Manchmal ging eine Frau noch zu sogenannten Helfern; ich kannte solche Engelmacherinnen. Ich entfernte die Instrumente. „Bitte setzen sie sich erst einmal hin.“ Und danach: „Wir müssen da operieren, sonst verbluten sie noch.“ Sie nickte. „Jetzt gleich?“ „Ja, sofort.“ Schwester Lisa stand neben mir, ich drehte mich zu ihr: „Sagen sie der Anästhesie Bescheid. Die müssen sofort kommen, wir haben hier einen stark blutenden septischen Abort.“ Und zu Frau Forrest „Sie müssen mir aber ihr Einverständnis mit der Operation bitte noch unterschreiben.“ „Ja, wenn das sein muss.“ „Ja, das muss so sein.“ Und einen Moment später: „Kennen sie vielleicht ihre Blutgruppe, haben sie vielleicht einen Nothilfepass?“ „Nein.“ „Haben sie vielleicht noch ihren Mutterpass, da steht auch die Blutgruppe drin?“ „Ja, den habe ich im Zimmer, in meiner Tasche.“ „Bringt Frau Forrest sofort in den OP!“ Schwester Lisa hatte Erfahrung, sie verteilte die Arbeit auf ihre Schwestern. „Und dann sucht ihr in der Tasche noch den Mutterpass!“ „Aber fragt sie vorher. Ihr dürft nicht so einfach an die Tasche gehen.“ ergänzte ich. Schwester Lisa sah mich an und schüttelte den Kopf. Wir verstanden uns ohne Worte; meine letzte Bemerkung wäre nicht nötig gewesen. Frau Forrest rutschte mit Hilfe der Schwestern auf eine Trage. Die Forrest wog nicht viel. Eine junge Schwester schob sie in den OP.

Ich ging in den Vorraum, zur Schnelldesinfektion, setzte die Mütze auf, band mir die Schürze und das Mundtuch um. Der Operationssaal war schon hell beleuchtet. Die OP-Schwester half mir in den Kittel und in die Handschuhe, eine andere Schwester band mir hinten den Kittel zu. Im Raum wuselte es. Frau Forrest lag schon auf dem OP-Tisch, ich sah von ihr nur einen Arm mit der Infusion, ihr Körper war schon mit grünen Tüchern abgedeckt. Die Beine lagen weit gespreizt in den Schalen. Ich setzte mich dazwischen. Wieder kam mir Blut entgegen. Auf der anderen Seite des OP-Tisches sah ich die Augen der Anästhesistin, ihre Haare hatte sie unter einem Kopftuch versteckt. Sie sah mich an. Wir nickten uns zu. Für lange Begrüßung war keine Zeit.

„Sie braucht unbedingt ein Antibiotikum!“ „Hat sie schon!“ „Kann ich anfangen?“ „Sie schläft.“ Die Anästhesistin nickte noch einmal.

Ich stellte die OP-Lampe ein. „Es geht los!“ Im Saal wurde es schlagartig ruhig. Ich fing an. Ganz vorsichtig führte ich die Kürette ein, der Muttermund war weit offen. Mit jedem Zug holte ich große Klumpen geronnenen Blutes heraus. Ich spürte aber, dass der Hohlraum noch gefüllt war.

„Abortfazzange!“

Die OP-Schwester reichte mir das Instrument. Vorsichtig führte ich die Zange ein, tastete den Hohlraum aus, griff zu und holte einen kleinen, rot-blauen, toten Körper heraus, am Bauch ein Stück Nabelschnur. Die Nachgeburt fehlte.

Die Blutung nahm zu, war plötzlich hell, ganz ohne Gerinnsel. Ich sah wieder die Anästhesistin an. „Die Frau braucht Methergin!“

Sie hatte mich verstanden und spritzte das Medikament. „Erledigt.“

Die Gebärmutter kontrahierte sich aber nicht, die Blutung verstärkte sich sogar noch. „Große Kürette!“

Die OP-Schwester reichte mir das Instrument. Ich musste nicht einmal hinsehen, streckte nur den Arm aus, öffnete die Hand, spürte den Griff, musste nur zugreifen. Ganz vorsichtig führte ich das Gerät ein und holte Gewebe heraus. Die Nachgeburt, Stück für Stück.

Trotzdem ließ die Blutung nicht nach, das Blut sammelte sich auf meinen Beinen, bildete auf dem Kittel einen roten See. Unter dem Kittel hatte ich zum Glück die Schürze; ich ahnte schon, was mir bevorstand, ich erlebte eine solche Situation nicht zum ersten mal.

„Noch eine Methergin!“ Die Anästhesistin nickte.

Es half aber nicht, auch andere, stärkere Medikamente wirkten nicht. Die Gebärmutter verkleinerte sich nicht, die Blutung hörte nicht auf.

„Der Blutdruck fällt ab!“ hörte ich die Anästhesistin.

„Ja, die Frau braucht dringend Blut!“

Im Hintergrund spürte ich Bewegung, hörte gedämpfte Telefonate, operierte aber weiter.

Kurze Zeit später, ich hatte kein Gefühl mehr für die Zeit, meldete sich die Anästhesistin.

„Blut läuft. Kreislauf stabil.“ Es war nicht die Zeit für lange Sätze.

Die Kürettage förderte immer weniger Gewebe, dann war der Hohlraum leer. Aber die Gebärmutter kontrahierte sich nicht, die Blutung nahm sogar noch zu, das Blut gerann immer noch nicht. So durfte es nicht weitergehen. - Jetzt ging jetzt es um das nackte Leben der Forrest, da gab es nur eine Lösung.

„Wir müssen hier die Gebärmutter entfernen. Umlagern! Und sagen Sie dem Chef, dass ich noch einen Arzt zur Assistenz brauche!“

Ich legte das Instrument aus der Hand, griff meinen Kittel mit der Schürze, mit einem großen See voller Blut und zog mich etwas zurück.

Während ich nebenan das Blut ausgoss, Kittel und Schürze und Handschuhe wechselte, wurde der OP-Tisch umgebaut und Frau Forrest umgelagert. Ihr Bauch wurde eilig desinfiziert, sie wurde mit frischen Tüchern abgedeckt, Narkose und Operation gingen weiter.

Eine halbe Stunde später war die Gebärmutter entfernt, das Blut gerann wieder. Alle Blutungen standen, ich konnte den Bauch wieder zunähen. Die Anästhesistin beendete die Narkose.

Die Schwestern hoben Frau Forrest wieder in ihr Bett, ich fasste mit an. Der rechte Arm musste gestreckt bleiben, die zweite Blutkonserve und eine Infusion tropften.

Die Forrest hatte die Augen noch geschlossen, war ganz blass. Sie erschien mir noch schlanker und leichter als vorher.

Am nächsten Morgen machte ich Visite, betrat ihr Zimmer. Eine Infusion lief noch, der Puls war aber schon wieder kräftig. Sie wurde wach. Ich hob die Decke an und fasste vorsichtig auf den Bauch. Der Verband war trocken, der Bauch war weich. Der Urin-Beutel war halb gefüllt.

„Wir fühlen sie sich? Tut etwas weh?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, nichts. Aber der Mund ist so trocken.“ Sie fuhr mit der Zunge über die Lippen, das Sprechen fiel ihr noch schwer.

Ich sah Schwester Lisa an. Die nickte. Sie wusste, was zu tun ist.

Frau Forrest sah mich an. „Was ist denn passiert?“

„Darüber sprechen wir später, wenn es ihnen wieder besser geht.“

Sie nickte und gleich danach fielen ihr die Augen wieder zu.

Abends, ich hatte Nachtdienst, machte ich noch einen Rundgang über die Station, eine Abendvisite ohne Schwester. Da hat man manchmal mehr Zeit für ein Gespräch als am Tag.

Als ich das Zimmer der Forrest betrat, stand auf dem Tisch schon eine Vase mit Blumen. Die Vorstellung war ausgefallen, es hatte sich wohl herumgesprochen, dass sie im Krankenhaus war. Das zweite Bett hatten wir frei gelassen, sie war allein.

„Guten Abend.“ „Guten Abend.“ „Herr Doktor, warum habe ich diesen Verband auf dem Bauch? Was ist passiert?“ Sie konnte wieder besser sprechen. Die Stimme war zwar wieder da, aber nicht ganz so fest wie früher.

Sie war dann noch lange auf der Station, die Wundheilung hatte sich verzögert. Frau Forrest brauchte da noch sehr viele Medikamente, die Wunde musste behandelt werden, wir konnten die Kost nur langsam aufbauen. Es hat lange gedauert bis sie wieder halbwegs zu Kräften kam, sie hat sich nur mühsam erholt.

In dieser Zeit traf ich sie manchmal auf dem Flur. Regelmäßig aber besuchte ich sie bei meinen abendlichen Visiten in ihrem Zimmer. Immer kamen wir mehr oder weniger ins Gespräch; wir konnten, wie man so sagt, gut miteinander.

An einem Abend, kurz vor ihrer Entlassung, bei einer dieser Abendvisiten, besuchte ich sie noch einmal. Das zweite Bett war wieder frei, das Fensterbrett voller Blumen. Diesmal saß sie aber schon am Tisch, im Morgenmantel, immer noch etwas blass, die Haare aber frisch gewaschen, fast schon wieder die Alte.

„Da habe ich wohl noch einmal Glück gehabt.“ Es war mehr Frage als Feststellung.

„Das kann man wohl sagen. Wenn sie wüssten, wie viele Menschen um ihr Leben gekämpft haben! Und wie viele für sie Blut gespendet haben.“

„Ich habe gar nichts mitbekommen. Mir fehlt ein ganzer Tag.“

„Ist ihr Mann gesund?“ „Warum fragen sie das?“ „Vielleicht kann er einmal zum Blutspenden gehen?“

„Ich habe keinen Mann. Wir sind schon seit einem Jahr geschieden.“ „Aber das Kind hätte doch einen Vater gehabt. Vielleicht kann der einmal Blutspenden gehen?“ Ich sehe, wie sie in sich geht und langsam mit dem Kopf schüttelt.

„Ja, ja, da gibt es natürlich einen Mann. Wir haben am Sonnabend lange miteinander gesprochen. Er hätte sich aber von seiner Familie nicht getrennt. Er wollte nicht einmal die Vaterschaft anerkennen. Da hätte das Kind keinen Vater gehabt. Ich wollte dieses Kind nicht, nicht von diesem Mann. Sie wissen vielleicht, wie es im Filmgeschäft ist. Auf keinen Fall. Um keinen Preis.“

„Und wenn es von einem anderen Mann gewesen wäre?“

„Auch dann nicht. Ich schaffe das nicht. Die zwei sind schon genug. Ich habe keine Zeit für drei Kinder.“

„Frau Forrest, wir sind hier allein.“ Ich blickte auf das leere Nachbarbett. „Und ich verspreche ihnen, dass das, was wir hier sprechen, in keiner Akte stehen wird.“ Sie sah mich eine Weile an, nickte dann.

„Was haben sie denn gemacht, um die Schwangerschaft zu beenden?“

„Ich habe da eine Freundin, die ist Krankenschwester. Die hat mir einen Katheter und eine große Spritze besorgt. Den Katheter habe ich mir eingeführt und eine Seifenlösung gespritzt. Sie hat mir das so erklärt.“

Mir blieb die Luft weg. Eine Methode aus dem vergangenen Jahrhundert, viele Frauen haben das schon mit ihrem Leben bezahlt.

„Der Katheter war doch sicher gebraucht, der war doch nicht steril. Und so eine Seifenlösung ist doch lebensgefährlich.“

„Was sollte ich denn machen? Ich wollte dieses Kind nicht, ich will keine Kinder mehr!“

„Das ist nun entschieden. Sie werden definitiv keine Kinder mehr bekommen. Das ist nun ganz unmöglich.“

Und nach einer langen Pause, in der wir beide uns nur ansahen und schwiegen „Da sind Sie wirklich dem Tod noch einmal von der Schippe gesprungen.“ Einen Vorwurf wollte ich ihr nicht machen, sie war klug genug, mich zu verstehen.

Zwei Tage später wurde sie dann entlassen. Bei der Abschlussuntersuchung war sie immer noch sehr blass, aber sie hatte schon wieder ihre alte Stimme. Und sie war auch schon wieder geschminkt. Nur die tiefen Augenringe schimmerten noch durch. Man sah ihr kaum an, was sie hinter sich hatte.

„Brauchen sie eine Krankschreibung?“ „Nein, danke. Ich bin nicht angestellt, ich arbeite freiberuflich.“ „Aber denken sie bitte daran, sich noch ein paar Wochen zu schonen. Auch wenn ihr Bauch gut aussieht, die Narben innen brauchen noch ein paar Wochen bis sie geheilt sind.“

Nach einigen Monaten, ich war längst mit anderen Fällen beschäftigt, fand ich dann in meinem Fach einen Brief von ihr. Vorsichtig und sehr gespannt machte ich ihn auf. Zwei Theaterkarten fielen mir entgegen und ein Blatt. „Danke.“

Wie ich die Karten umdrehte, da sah ich: An diesem Wochenende hätte ich Dienst gehabt. Es war nicht so leicht, einen Kollegen zu finden, der so kurzfristig mit mir den Dienst tauschen konnte. Aber schließlich war doch jemand dazu bereit.

Das berühmte Theater. Die Vorstellung war ausverkauft, wie hatten die besten Plätze, vorn im Parkett. Die Forrest spielte zwar nicht die Hauptrolle aber doch eine wichtige Rolle; überzeugend, kraftvoll und wieder mit ihrer tiefen rauchigen Stimme. Selbst singen konnte sie wieder wie früher. Eine großartige Aufführung.

Der Applaus wollte nicht enden. Alle Schauspieler standen auf der Bühne, sie in der Mitte. Einen Moment suchten ihre Augen im Parkett unter den Zuschauern. Sie sah mich an, nickte mir zu. Eine letzte Verbeugung. Vorhang. Ein unvergesslicher Abend.

Später habe ich sie noch oft gesehen, im Fernsehen und in manchen Filmen. Lange Jahre habe ich sie auch noch in meinen Sprechstunden getroffen.

„Frau Forrest, bitte in Kabine vier!“ klang es aus dem Lautsprecher.

Im Wartezimmer schauten alle auf Frau Forrest. Frau Forrest erhob sich, ging über den Flur und in die Kabine.

Ich hatte vor einiger Zeit mit den Ambulanz-Schwestern eine Auseinandersetzung. Als ich mit meinen Sprechstunden begann, hieß es noch „Frau Sowieso, Kabine vier.“ Das „Bitte“ hatte man schlicht weggelassen. Erst nach der Auseinandersetzung, die ich mit der leitenden Schwester hatte, wurde das „Bitte“ eingeführt.

Ich kannte die Räumlichkeiten unserer Poliklinik sehr genau. Die Kabine war ein enger Raum zwischen Flur und Untersuchungszimmer, die Wände mit einer hellen Ölfarbe gestrichen. Die Türen in der Kabine hatten innen keine Klinken. Wer die Kabine betreten und die Tür wieder geschlossen hatte, klappte automatisch ein Brett herunter; das Brett versperrte die Tür und diente dann in der Wartezeit als Sitzfläche. Die andere Tür war so dünn, dass, wer in der Kabine saß, alles mithörte, was im Untersuchungszimmer gesprochen wurde. An dieser Tür klebte ein Zettel: „Bitte machen Sie sich schon frei“. An der Wand war ein einzelner blanker Kleiderhaken angeschraubt, eine flache Deckenlampe spendete etwas Licht. - Grässlich. Und vor allem unwürdig, so empfand ich schon damals die Räumlichkeiten. Aber ich konnte sie

nicht ändern, das stand nicht in meiner Macht. Außerdem waren solche Kabinen damals üblich.

Wenigstens hatte ich in meinen Sprechstunden niemand warten lassen. Wenn ich das Brett klappen hörte habe ich immer die Frau sofort hereingeholt, noch bevor sie sich ausziehen konnte. Dafür stand in meinem Sprechzimmer ein Krankenhaus-Paravent, mit einem Laken bespannt und dahinter ein Stuhl. Die zweite Kabine blieb bei meinen Sprechstunden immer frei.

„Frau Forrest, schön, dass sie hier sind. Guten Tag. Kommen sie, setzen sich bitte. Worum geht es Ihnen?“

Die jährliche Vorsorgeuntersuchung. Wir haben da nicht nur über Frauenkrankheiten und über den Sinn von Vorsorgeuntersuchungen und Impfungen gesprochen.

Das Sprechzimmer war zwar war nüchtern und kahl, die Möbel aus Stahlrohr, weiß gestrichen, so, wie es im vergangenen Jahrhundert üblich war, so, als sollten sie Jahrhunderte überdauern. Schmucklose Milchglasscheiben schützten vor Einblicke. Aber der Raum war wenigstens warm.

„Einen Krebsabstrich muss ich bei ihnen nicht mehr machen, die Gebärmutter ist ja nicht mehr da. Aber es geht mir heute vor allem um die Eierstöcke und die Brust. Bitte ziehen sie sich dort hinten schon aus.“ Ich zeigte auf den Paravent. „Bitte erst die untere Hälfte.“

Eine kleine, schlanke, zierliche Frau, die große Forrest. Immer noch.

„Nun können sie sich wieder anziehen, machen dann aber bitte die Brust noch frei.“

Wir haben auch über vieles gesprochen, was uns beide bewegte. Über ihre Kinder, über die Schule, über die Verhältnisse, manchmal auch über einen ihrer Filme oder Auftritte.

Verhütung war kein Thema mehr, sie konnte nach der Operation nicht mehr schwanger werden. Nur über die alte Geschichte sprachen wir nie.

Dann plötzlich kam sie zum vereinbarten Termin nicht. Ein paar Tage später fand ich in der Zeitung einige Todesanzeigen; einem längeren Nachruf entnahm ich, dass sie bei einem schweren Verkehrsunfall zu Tode gekommen war. Die große Forest.

Publiziert in: Lyrik und Prosa unserer Zeit, Karin-Fischer-Verlag, Neue Folge, Hrsg.: Monique Römgens. Band 38, S. 122–137.